

Der Schiefer gast aus - Steinölgewinnung im Tiroler Bächental

Susanne Schaber

„Für mich ist der Stein wie das Herz eines Körpers.“ Günther Albrecht ist sich da ganz sicher. „Und wenn das Herz nicht funktioniert, stirbt der Körper. So ist das auch bei unserer Familie: Ohne den Stein verlieren wir unsere Existenz.“ Das Herz der Albrechts schlägt im Tiroler Bächental mitten im Karwendelgebirge, in einem Bergwerk der besonderen Art: Seit gut hundert Jahren baut man auf gut 1400 Metern Höhe ein seltenes Schiefergestein ab, um daraus Steinöl zu gewinnen. Ein zähflüssiges, dunkelbraunes Konzentrat, eine Rarität aus der Apotheke der Natur: Öl, seit Urzeiten im Schiefer eingeschlossen, wird aus dem Fels gebrannt und zu Heilsalben und Kosmetik verarbeitet. Ein diffiziler und zugleich archaisch einfacher Prozess, zu beobachten in einem Betrieb, wie es in Europa wohl keinen zweiten gibt.

Wer ihn finden will, ist lange unterwegs. Das Bächental gilt als einer der abgelegensten Landstriche Tirols. Über Straße und Forstwege nur von Bayern aus zu erreichen, verschwindet es fast zwischen den hohen Mauern des Karwendel. Die direkten Wege ziehen von Pertisau am Achensee, dem Heimatort der Albrechts, auf den Gröbner Hals, von dort geht es wieder hinunter ins Tal. Mit einem sechsstündigen Fußmarsch sollte man rechnen, die Steige sind felsig und steil. Die Zufahrt über Bayern ist leichter: das Achenental entlang Richtung Tegernsee, dann ein Stück auf der deutschen Alpenstraße Richtung Vorderriss bis zur Brücke über den Sylvensteinsee. Dort liegt der kleine Ort Fall. Ein paar Häuser nur, das Hotel „Jäger von Fall“. Ein schmaler Fahrweg zweigt Richtung Süden ab, um über die grüne Grenze nach Österreich zurück- und ins Bächental hinaufzuführen. Keine Ganghofersche Idylle, sondern ein rauer Landstrich, von graugrüner, schwer zugänglicher Schönheit. Die höchste Erhebung? Die Schrecken Spitze.

Zur Steinölbrennerei: ein grünes Schild weist bergwärts. Die schmale geschotterte Straße steigt in vielen Kurven nach oben. Knapp unter der Waldgrenze ist der Weg zu Ende. Ein unscheinbares Haus am Hang, Schienen, die in eine Schutthalde hineinlaufen. Unter dem First eine Blechtafel: Hammer und Meißel, nach Bergmannsart ge-

kreuzt, darunter eine Inschrift in klaren, unverschnörkelten Lettern: „Tiroler Steinölwerke – Gebrüder Albrecht, Pertisau. Bergbau auf Ölschiefer. Glück auf!“ Oberhalb des Betriebsgebäudes kurvt ein Bagger über eine Halde und wuchtet das Gestein, das aus dem Fels gesprengt worden ist, auf eine Materialseilbahn. Dunkelgraue Brocken liegen am Boden, ganz trocken. Von Öl keine Spur zu sehen.

Ölschiefer ist eigentlich ein Sedimentgestein, etwa 180 Millionen Jahre alt. Organismen, die im Urmeer Thetys lebten, starben ab und bildeten am Meeresgrund eine dicke Schicht. Durch Sauerstoffmangel und Faulschlammabbaubildung konservierten sich diese organischen Verbindungen und verwandelten sich, da großer Druck auf sie ausgeübt wurde, in Ölschiefer. Als sich die Alpen auftürmten und falteten, gelangten auch diese Schieferschichten nach oben. Bauern sollen die ersten gewesen sein, die in Tirol das Steinöl entdeckten. Schon vor vielen Jahrhunderten haben sie in der Gegend von Seefeld einen Fels gefunden, der brennen konnte. Und wenig später beobachtete man, dass durch die hohen Temperaturen des Feuers Öl freigesetzt wurde und dass dieses Öl Heil bringende Wirkung hatte, für Mensch und Tier.

Ein Wunder. Wem man das verdankt? Gott – oder doch dem berühmten Riesen Haymon? Eine Sage ward flugs gefunden und zog weite Kreise: Demnach soll in fernen Zeiten der Riese Haymon aus dem Rheinland nach Tirol eingewandert sein, ein bärenstarker Kerl. Er machte dem Riesen Thyrsus, der damals in Seefeld lebte, seinen Rang streitig, so dass dieser mit List und Tücke versuchte, den Neuankömmling ins Flachland zurückzutreiben. In einer ihrer Schlachten trafen die beiden im Inntal in der Nähe von Zirl aufeinander. Haymon verletzte den Thyrsus an der Ferse, und der flüchtete sich ins Karwendel. Das Blut, das ihm aus der Ferse schoss, versickerte dort im Gestein und verwandelte sich zum Tyrschenöl, wie man das Thyrsusblut nannte, das Steinöl.

Eine Geschichte, über viele Generationen weiter getragen. Auch Martin Albrecht, der Begründer der Tiroler Steinölbrennerei, wird sie gekannt haben. Er hat das Wissen um den Ölschiefer dereinst aus Seefeld nach Pertisau mitgebracht. Als leidenschaftlicher Mineraliensammler – ein richtiger „Stoanschmecker“, wie man in Tirol sagt - suchte er

die Gegend vom Achensee nach Steinen ab. Als er 1902 am Seeberg nahe der Geisalm einen dunkelbraunen Felsbrocken fand, konnte er ihn schnell als Ölschiefer identifizieren. Er schlug einen ersten Stollen, trug den Fels entlang der Ader ab und brannte das Steinöl in einfachen Graphittiegeln aus.

Als die Vorkommen am Seeberg erschöpft zu sein schienen, zog Martin Albrecht ein weiteres Mal aus. Auf einer seiner Expeditionen landete er auf dem Tiefenbach-Hochleger im Bächental. Es sei kalt und er selbst durchfroren und durchnässt gewesen, erzählt man sich in der Familie. Weswegen er sich gleich an der Feuerstelle der Alm niedergelassen hätte. Mit seinem Pickel kratzte er wie zum Zeitvertreib an der Lehmschicht, bis darunter ein dunkler Stein zu sehen war. Als er ihn ins Feuer warf, begann das Gestein zu brennen – und er selbst zu frohlocken: Er hatte, wie sich bald zeigte, neuerlich ein Ölschieferlager entdeckt.

Schon am Tag nach seiner Entdeckung sicherte sich Martin Albrecht bei der Bergbaubehörde in Hall die Schürfrechte auf alle Zeiten. Und seither baut man im Bächental Ölschiefer ab. Die Albrechts verstehen sich als Familienbetrieb im alten Sinn. Das Handwerk haben sie von Großvater Martin übernommen. Ihm und dessen Anstrengungen um den Abbau des Steinöls verdanken Kinder und Kindeskind Ehrgeiz und Selbstbewusstsein, wie es scheint. Martin Albrecht gilt als Pionier, sein Leben und sein Werk sind längst zum Mythos geworden. Immer wieder bleiben die Gespräche bei ihm hängen. Man bewundert seine Unerschrockenheit und seine Entschlossenheit und rühmt den Langmut, sich von Schicksalsschlägen nicht lähmen oder brechen zu lassen: Lawinen und Brände zerstörten die Brennerei gleich mehrere Male, er selbst erblindete bei der Reparatur eine Kühlmaschine, als ihm Salmiak beide Augen verätzte. Und dies zu einem Zeitpunkt, da alle sechs Kinder noch minderjährig waren. Eng zusammenstehen, hieß es damals, ein Leitspruch, der wichtiger Teil der Firmenphilosophie geblieben ist. Inzwischen wird das Unternehmen von der dritten Generation geleitet, von drei Cousins. Sie wirken entschlossen und zielstrebig, sie lachen viel und sind doch hart mit sich selbst. Macht der schroffe Stein so kantig? Nein, das wohl nicht, schmunzelt Hermann Albrecht. „Man muss halt wissen, wie man ihn behandelt. Vorsichtig und behutsam, wenn ich nicht aufpasse, dann reißt er mir mit seinen scharfen

Ecken und Kanten schnell die Hände oder das Schienbein auf.“ Und das auch im übertragenen Sinn. Der Fels lehrt Demut.

Den Umgang mit dem Stein haben die Albrechts von klein auf gelernt. „Wir sind in die Brennerei hineingewachsen, wir hatten keine andere Wahl“, erzählen sie. Ihre Väter sind ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass das Werk des Großvaters weitergeführt werden musste. Zaudern? Nicht erwünscht. Auch heute gibt es eine klare Linie, ein klares Konzept der Kooperation: Alles wird im Team diskutiert und entschieden, entwickelt und umgesetzt. Und doch hat jeder seinen Aufgabenbereich. Günther Albrecht ist in Pertisau vom Büro aus für den Verkauf und Vertrieb der Produkte zuständig, Hermann Albrecht trägt die Verantwortung für den Bergbau. Der Jüngste im Triumvirat ist Alexander Albrecht. Er betreut das Werk in Jenbach, wo das Rohöl weiterverarbeitet wird. Und selbst die Knappen gehören fast schon zur Familie, sie sind seit Jahrzehnten bei den Albrechts im Dienst, im Sommer im Bächtental, im Winter in Jenbach. „Wir ziehen alle an einem Strang“, weiß Hermann Albrecht. „Nur so kann man Berge versetzen.“

Eine Hand greift in die andere, besonders oben im Bächtental. Im Inneren des Betriebsgebäudes ist es dunkel. Es riecht nach - ja wonach eigentlich? Ein wenig nach Schwefel – und sonst? Ein ganz eigener Geruch. Steinöl eben, unverwechselbar. Tropfen für Tropfen sammelt es sich in einen schwarzen Bottich. Kaum mehr vorstellbar: Noch vor ein paar Stunden war die dunkle Flüssigkeit Teil des Gesteins. Jedes Gramm Öl ist ihm abgetrotzt. „Ich war schon als kleines Kind mit meinen Eltern oft hier“, erzählt Hermann Albrecht, während er in festen Arbeitsschuhen von der Brennerei zur Halde hinaufstapft. „Das war jedes Mal ein Fest für uns Buben, auf einem riesigen Spielplatz mitten in der Wildnis.“ Als er fünfzehn ist, wurde es ernst: Ähnlich wie seine Brüder und Cousins musste er fortan beim Abbau mithelfen. Eine schwere Arbeit, doch sie macht ihn glücklich, wie es scheint. „Wer wie ich fast jeden Tag mit diesem Stein zu tun hat, der entwickelt schon eine besondere Beziehung zu ihm. Wenn ich ihn in die Hand nehme, bin ich fast schon ein Teil von ihm – und er von mir. Ich ertappe mich manchmal dabei, wie ich mit dem Berg und dem Gestein rede: Was hast Du noch für Ge-

heimnisse, frage ich ihn dann. Und wo stecken noch weitere Adern, sag mir, wie ich sie finden kann. Ich hab' schon eine gewaltige Verbindung mit diesem Stein.“

Hermann Albrecht hält inne. Er steht nun direkt vor dem nackten Fels. Hier läuft der Ölschiefer in einem Winkel von fünfundvierzig Grad in den Berg hinein. Ein vier bis sechs Meter dicker Keil, ummantelt von hellgrauen Kalkschichten. Nur ein kleiner Teil des Schiefers ist von außen zu sehen. Dort, wo man gesprengt hat, lagern größere und kleinere Steinbrocken. Anderes wie etwa das Erdöl lässt sich das Steinöl nicht einfach durch Lösungsmittel gewinnen. Und so kann hier oben auch nichts ins Erdreich versickern.

Im Bächental baut man den Schiefer über Tag ab: Der Fels wird angebohrt, gesprengt und in kleinere Stücke zertrümmert und dann mit einer Materialseilbahn gut siebzig Meter nach unten zur Brennerei gebracht. Er landet in der Vorratsrutsche und wird mit Hilfe eines kleinen Baggers in die drei Schachtöfen manövriert. Das Schwelen beginnt, wie es in der Sprache der Bergleute heißt, ein Prozess ähnlich dem des Schnapsbrennens: Der zerkleinerte Schiefer wird kalt eingefüllt, rutscht langsam in den immer wärmer werdenden Bereich und erreicht irgendwann eine Temperatur zwischen 350 und 450 Grad. Dann gast er aus, wie man sagt. Er setzt dabei Ölgas frei, das sich in den Kondensationstürmen wieder verdichtet und langsam in die Bottiche tropft. Dort wird es gefiltert und gereinigt, ehe es in Fässer gefüllt und in den Veredelungsbetrieb nach Jenbach transportiert wird.

Viel anders ist es auch in früheren Jahrzehnten nicht gemacht worden. Die Gewinnung von Steinöl ist ein schwieriges, Kräfte zehrendes Unternehmen geblieben. Alle anderthalb Stunden werden die Öfen neu beschickt. Dann muss auch das ausgebrannte Material entsorgt und in metallenen Transportwägen, den Hunten, zu einem Abhang gebracht werden. Dort setzt sich eine kleine Lawine in Gang, die ein Stück weiter unten ins Stocken gerät. Taubes Gestein, es hat ausgedient. Zwei bis drei Knappen arbeiten im Schichtbetrieb, Tag und Nacht, bei jedem Wetter. Strom wird selbst erzeugt, jede Maschine gleich vor Ort repariert: Wer im hinteren Bächental arbeitet, sollte sich zu helfen wissen. Handys, um Hilfe zu holen? Funkstille, kein Netz. Es ist einsam hier

oben. Die Knappen, die in einem kleinen Haus in der Nähe der Brennerei untergebracht sind, kommen oft wochenlang nicht ins Tal. Man muss gut mit sich selbst sein – und mit dem Berg. Man muss ihn mögen. „Jedesmal, wenn ich einen Stein sehe oder in der Hand halte, überkommt mich ein freudiges Gefühl“, gesteht Hermann Albrecht. Dann weiß er, dass die Existenz der Familie gesichert ist. Doch es ist mehr als das. „Jeder Liter, den wir gewinnen, wird zu einem Produkt verarbeitet, das dann anderen helfen kann, wenn es Schmerzen lindert und Wunden heilt. Und so schließt sich der Kreislauf: Das geht dann wieder in mein Herz hinein. Die Arbeit hier oben ist hart, aber ich tu dabei mir und meinem Herzen und meinem Gemüt etwas Gutes.“

Etwa sechs bis acht Wochen im Jahr wird im Bächental geschwelt, immer im Sommer. Des Winters ist die Brennerei verwaist, der Weg hier herauf zugeschneit, der Ölschiefer hinter Schneewächten verborgen. Nur während des Zweiten Weltkrieges wurde das ganze Jahr über Ölschiefer abgebaut, als das Steinöl in den Lazaretten dringend gebraucht wurde. Damals hatte man einen Stollen eingerichtet, um den Betrieb auch bei Kälte und schlechter Witterung weiterzuführen. Doch das wäre heute zu aufwendig. Entsprechend intensiv werden die August- und Septemberwochen genutzt. Jeden Tag verarbeitet man etwa sieben Tonnen Schiefer, aus denen 2% Öl rückgewonnen werden, das ergibt dann etwa 140 Liter täglich. Gut 5000 bis 6000 Liter Öl sind die Ausbeute des alljährlichen Schwelens. Man sammelt sie in Tonnen und bringt sie vom Bächental hinunter ins Inntal, nach Jenbach, ins Reich von Alexander Albrecht. Im ersten Stock des kleinen Fabrikgebäudes hat er sich ein Labor eingerichtet. Hier gilt es, die Produkte einer ständigen Qualitätskontrolle zu unterziehen. Gleichzeitig steckt Alexander Albrecht in einer Reihe diffiziler Versuche. Ein neues Schwelverfahren soll entwickelt werden, bei dem weniger Öl verloren geht. Bei der jetzigen Methode verbrennt bis zu 50 % des Öls, das ist zuviel, wie Alexander Albrecht befindet. Wenn man nun die Hitze von außen und indirekt zufahren würde, so seine Hoffnung, könnte man diese Verluste auffangen. Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Bei all seinen Experimenten ist Alexander Albrecht allein: Nirgendwo sonst gibt es ähnliche Verfahren. Das Schwelen, wie man es im Bächental praktiziert, scheint einzigartig. Es gibt keine Kollegen, keinen Austausch, keine Konkurrenz. Ein einsames Geschäft – und eine ständige Herausforderung.

Auch die Gerätschaften und Maschinen in der einen Stock tiefer gelegenen Werkshalle sind Spezialanfertigungen, hergestellt nach Entwürfen der Albrechts und speziell auf die Bedürfnisse der hier erzeugten Produktpalette ausgerichtet: große Kessel und Bottiche, in denen das Öl zu Cremes, Badezusätzen oder Salben weiterverarbeitet wird, daneben eine Abfüllanlage.

Gut 70.000 bis 80.000 Fläschchen, Tiegel und Tuben verlassen das Jenbacher Werk jedes Jahr. Um den Absatz müssen sich die Albrechts keine Sorgen machen. Dass das Steinöl auch dort Schmerzen lindern kann, wo die Schulmedizin an ihre Grenzen kommt, weiß man im Volk schon lange. Bereits im 17. Jahrhundert zogen Tiroler Händler durch Europa, das „Türschenbluet für Vieh und Leut` guet“ zu verkaufen. Auf ersten Reklameblättern priesen sie die Wirkung ihres Zaubermittels an: „Erstens ist dieses Öl guet für alle Gift, bei Pestillenz und wann die ungarische Krankheit regieret. Auch so ein Mensch den aufbeißenden Wurm in seinem Leib hat, dieses Oel angeschmiert verheilt ihn. Und für die wilden Schüß am Kopf, bei Zahnweh, es löschet den Brand.“ Ein Mittel für alle Fälle. Und das bis heute, da man es längst genauer weiß. Erfahrung und Expertisen bestätigen es gleichermaßen: Das Steinöl wirkt antiseptisch und entzündungshemmend, es lindert Schmerzen bei Rheuma und Gelenksproblemen, es wirkt entspannend und regt gleichzeitig die Durchblutung an.

„Manchmal komme ich mir in meinem Büro vor wie in einer Sprechstunde oder im Beichtstuhl“, gesteht Günther Albrecht, denn es rufen immer wieder Menschen an und schütten ihm ihr Herz aus. „Die reden sich vieles von der Seele.“ Er hört zu, das wohl. Doch mit Ratschlägen ist er zurückhaltend, das Steinöl muss jeder selbst probieren und dann sehen, ob und wie's ihm hilft. Zwei der zahlreichen Produkte sind apothekenpflichtig, ihre Heilkraft verdankt sich dem organisch gebundenen Schwefel: die Haussalbe, die bei Rheuma und zur Wundbehandlung sehr beliebt ist, und das Ölschiefer-Heilpeloid, eine Art Fangopackung aus gemahlenem Ölschiefer. Als Shampoo, Badezusatz und Hautcreme, denen Lavendel, Minze oder Eukalyptus zugesetzt sind, dient das Steinöl der Kosmetik, als Massageöl der Physiotherapie. Auch Bauern und Veterinäre schwören auf seine Wirkung: Sie benützen es als Blähhilfe und zur Euter-

pflege, als Klauen- und Grindbalsam und als Hundeshampoo. Und selbst als Hauschmiere und Bremsenöl ist das Steinöl zu verwenden.

Viel, worauf man bauen könnte. Doch eine wirkliche Expansion ist bei den Albrechts kein Thema. „Essen kann man nur mit *einem* Löffel“, meint Günther Albrecht lakonisch, nach einer möglichen Erweiterung der Produktion befragt. Die Nachfrage, ja, die wäre groß, erzählt er, es kämen Anfragen aus Japan, den USA, aus Saudi-Arabien. Aber dem will man nicht nachgeben. Die Albrechts exportieren nach Deutschland, Belgien, Italien und in die Schweiz, aber sehr viel weitere Kreise wollen sie nicht ziehen. Das Steinöl soll ein Tiroler Produkt bleiben, so die Philosophie, und vorwiegend hier in der Achensee-Region verkauft werden. Auch den speziellen Charakter des Öles mag man nicht verändern: seine Farbe, den spezifischen Geruch, die eigenwillige Verpackung, dunkles Plastik, lichtundurchlässig. Man möchte sich abheben von den anderen Präparaten und Artikeln am Markt. Steinöl ist etwas Rares, etwas ganz Besonderes. Darauf setzen die Albrechts - und auf den Fortbestand der familiären Tradition. „Bodenschätze werden immer wertvoller und seltener, und wir wollen alles versuchen, um das Erbe an die kommenden Generationen weiterzugeben. Wir haben da schon einen Familienstolz“, bekennt Hermann Albrecht. „Deswegen ist es wichtig, mit den Ressourcen sorgfältig umzugehen.“ Sorgfältig und mit Respekt. „Man kennt das ja als Weisheit der Indianer: Man darf der Natur nur soviel wegnehmen, wie sie einem geben mag. Einen ähnlichen Satz habe ich immer im Kopf, wenn ich oben im Bächental bin: Nimm dem Berg nicht zuviel, dann kann er dich auch nicht bestrafen.“

Der Ölschiefer ist dunkel, er verwittert schnell. Sobald er an der Oberfläche liegt, erodiert er innerhalb von zehn Jahren. Von einem Steinstück, dieser Folge von Millionen kleinster Schichtungen, wäre dann nichts mehr übrig. Und die Vorräte selbst? Gut sieben Millionen Tonnen, wird geschätzt. Undenkbar, davon alles abzubauen. Eines Tages wird das Loch, das man in den Berg gesprengt hat, zu groß sein, der Schieferkeil zu tief liegen. Dann müsste man Stollen anlegen, und das wiederum wäre zu kostspielig.

Ob es anderswo im Karwendel noch weitere Schiefervorkommen gibt? Man weiß es nicht. Die Albrechts halten nicht viel von vagen Spekulationen. Die dritte Generation lebt nun vom Öl, für Kinder und Enkel sollte das Lager im Bächental noch reichen. Und dann? Irgendwann wird der Berg seine Schätze wieder in sich verschließen. Und das muss man ihn dann lassen.